

Mittwoch, 5. Juli 2023

«Heimat ist mir vollkommen egal»

Eine Stunde lang haben gestern Bieler Gymnasiasten die Autorin Olga Grjasnowa mit Fragen gelöchert. Über ihre Wurzeln im Kaukasus, über Russland und über den Umgang mit Kritik.

Aufgezeichnet: Andrea Butorin

«Ich dachte mir, lass mich das Unmögliche versuchen und eine meiner absoluten Lieblingsautorinnen nach Biel holen», sagte Deutschlehrerin Angela Dressler gestern in der Aula des Gymnasiums Biel-Seeland vor rund 300 Schülerinnen und Schülern. 15 Klassen und zahlreiche Lehrpersonen sind anwesend, um dem literarischen Vormittag kurz vor den Sommerferien mit der Autorin Olga Grjasnowa beizuwohnen. Grjasnowa wurde durch ihren mittlerweile verfilmten Debütroman «Der Russe ist einer, der Birken liebt» bekannt (siehe Info-Box).

In Biel liest sie aus ihrem jüngsten Roman «Der verlorene Sohn». Dieser spielt im 19. Jahrhundert im Kaukasus. In jener Zeit also, in der das russische Imperium in mehreren Kriegen die südliche Bergregion erobern und dann bis nach Konstantinopel vordringen wollte. Die Geschichte spielt in der Familie des widerständigen Anführers Imam Schamil. Grjasnowa, die in Aserbaidschan in eine russisch-jüdische Familie geboren wurde, sagt: «Fast alle Fakten sind real, ich habe sie bloss etwas anders interpretiert.»

Nach der Lesung von drei Passagen haben die Schülerinnen und Schüler eine Stunde lang Zeit, die Autorin alles zu fragen, was sie interessiert: Inhaltliches, Schriftstellerisch-Handwerkliches und Privates.



Olga Grjasnowa sagt: «In welcher U-Bahnstation der Aufzug funktioniert, beschäftigt mich viel mehr, als wo meine Heimat ist.»

Bild: Daniel Mueller

Olga Grjasnowa, was ist die Hauptaussage Ihres neusten Buches?

Olga Grjasnowa: Es gibt mehrere. Ich wollte den russischen Imperialismus thematisieren, und zwar lange bevor in der Ukraine der Krieg ausgebrochen ist. Dann interessiert mich die Diskussion um die Identität, die besonders in Deutschland so gern geführt wird. Es heisst, es könne nur eine Identität geben. Dabei ist das fluid und kann sich im Leben mehrmals ändern. Auch den Diskurs um die Kultur verstehe ich nie. Dass es nur eine einzige, reine Kultur geben soll, ist falsch. Das Buch spielt im Russland des 19. Jahrhunderts, was als Goldenes Zeitalter betrachtet wird. Dabei hat damals am Zarenhof niemand Russisch gesprochen oder höchstens mit dem Personal, der Adel sprach Französisch. Die Bücher waren auf Französisch oder Englisch, das gerade in Mode kam. Die Zaren waren zum orthodoxen Christentum konvertierte Deutsche und haben untereinander Deutsch gesprochen. Am Hof feierte man sogar am 24. Dezember Weihnachten statt am 6. Januar wie im restlichen Land. Auch die hohen Militärs waren Deutsche aus dem Baltikum. Die Oper war italienisch dominiert, alle Architekten stammten aus Italien. Als die bekanntesten Schriftsteller Puschkin, Tolstoi und später Dostojewskij auf Russisch zu schreiben begannen, war das extrem neu. Die sogenannten Hochkulturen entstehen immer aus der Vermischung.

Darum ist auch der russische Angriffskrieg so lächerlich. Man will die grosse russische Kultur verteidigen, an der eigentlich nichts russisch ist.

Welche Parallelen ziehen Sie zwischen dem Zarenreich und dem heutigen Russland?

Als ich den Roman geschrieben habe, interessierte mich vor allem der Kaukasus, auch, weil ich dort geboren bin. Viele damaligen Probleme sind bis heute nicht gelöst. Man streitet sich um dieselben Grenzen, um Sprache, um Mitbestimmung. Die damalige Politik war grausam, aber vermutlich weniger als alles, was heute in der Ukraine passiert. Das muss man erst einmal schaffen.

Wie definieren Sie Heimat?

Gar nicht. Das ist mir vollkommen egal. Ich mag das Wort nicht, es sagt nichts aus. Wenn es im politischen Sinn gebraucht wird, wird es gefährlich. Es gibt selten positive Konnotationen des Begriffs, immer geht es um Verteidigung. Doch wovon? Nehmen wir Deutschland als Heimat, ein riesiges Land. Dabei gibt es in Bayern oder in Hamburg komplett unterschiedliche Kulturen. Ich habe mir nie ernsthaft darüber Gedanken gemacht, was meine Heimat ist. Sondern: Wo kriege ich eine Staatsbürgerschaft? Wie bekomme ich Rechte? Wo kann ich mir das Leben leisten? In welcher U-Bahnstation funktioniert der Aufzug? In Berlin in keiner. Das beschäftigt mich viel stärker.

Wie haben Sie das Verlassen von Baku als Elfjährige erlebt?

Es war nichts, das ich unbedingt gewollt hätte. Deutschland war nicht unser Traumziel, sondern schlicht das einzige Land, in das wir legal einwandern konnten. Letztlich war weniger der Unterschied zwischen Aserbaidschan und Deutschland prägend, sondern zwischen Stadt und Land. Zuvor lebten wir in einer Millionenstadt, und plötzlich fanden wir uns auf dem Land wieder in einem Dorf, wo nur einmal am Tag ein Bus fuhr. Manchmal war es sogar minus 10 Grad kalt. Und es gab Kühe! In Baku hatte ich nie ausserhalb des Zoos Kühe gesehen. In Dörfern ist es für mich bis heute schwierig.

Die Hauptfigur Ihres Debütromans ist wegen des Pogroms, das Anfang der 90er-Jahre an den Armeniern in Aserbaidschan ausgeübt worden ist, traumatisiert. Ist das auch bei Ihnen der Fall?

Ich würde sagen Nein. Darum kann ich auch darüber schreiben. Ich wollte das Thema unbedingt aufgreifen, aber ein historisches Buch wäre nicht möglich gewesen, weil die Thematik noch überhaupt nicht aufgearbeitet worden ist und es keine unabhängigen Untersuchungen gegeben hat. Die posttraumatische Belastungsstörung, an der die Hauptfigur Mascha leidet, habe ich aus dem Lehrbuch entwickelt, das funktioniert im Roman ganz gut.

Wie zufrieden sind Sie mit der Verfilmung dieses Buchs?

Ich hätte es anders gemacht. So ziemlich alles. Nein, das Buch ist ja da: Ich habe es anders gemacht.

Durften Sie mitreden?

Nicht gross. Ich wollte den Film nicht selbst machen, weil ich mich nicht mit etwas auseinandersetzen wollte, das ich vor zehn Jahren gemacht hatte. Sobald ich ein Buch abgegeben habe, vergesse ich alles. Hier habe ich das Drehbuch gelesen und deshalb auch das Buch wieder gelesen, weil ich mich zum Teil gar nicht mehr daran erinnerte, ob diese Szene bei mir vorkam oder nicht.

Verarbeiten Sie in Ihren Büchern eigene Erlebnisse?

Zum Teil schon. Man kommt ja nie aus sich heraus, davon, was einen geprägt hat, die Bücher, die man gelesen hat. Trotzdem ist es nie eins zu eins autobiografisch. Ich interessiere mich nicht so sehr für mich selbst, sondern für Figuren, die möglichst weit weg sind von mir. Sonst wird man zu weinerlich, zu positiv. Ich lasse mich gern von Psychotherapeutinnen oder Psychologen beraten, um herauszufinden, was man den Figuren noch antun könnte, damit es beim Schreiben mehr Spass macht. Mir selbst möchte ich das nicht antun.

Beschreiben Sie real existierende Orte oder erfinden Sie Schauplätze?

Manchmal lasse ich mich von Orten inspirieren, die ich kenne, manchmal konsultiere ich Google Earth. Am schwierigsten ist es für mich, Pflanzen und Bäume zu beschreiben, weil ich die alle nicht auseinanderhalten kann. So kriegte ich zum Beispiel Stress, als ich eine Wüstenszene beschrieb. Plötzlich fragte ich mich: Existieren da überhaupt Pflanzen? Wenn ja, welche und zu welcher Jahreszeit?

Fällt Ihnen das Schreiben leicht oder prokrastinieren Sie?

Ich prokrastiniere die ganze Zeit. Ich bin sehr faul und muss mich zum Arbeiten zwingen. Mein erster Verleger sagte: «Romane schreiben braucht Sitzfleisch.»

Wie gehen Sie mit Kritik beim Gegenlesen um?

Das begann bereits im Studium. Man gibt einen Text ab, der dann von allen kritisiert wird. Ein halbes oder gar ganzes Jahr sollte man die Klappe halten und das aushalten. Am schwierigsten ist es, wenn sich herausstellt, dass man missverstanden wurde. Dann sind nicht die anderen zu dumm, sondern es ist mein eigenes Problem. Wenn man ein Buch fertig hat, fängt der Spass erst an. Bei einem guten Lektorat erhält man die 400 Seiten zurück, und kein einziger Satz ist durchgegangen, überall gibt es mindestens einen Fehler oder eine Anmerkung. Manchmal werden auch ganze Handlungsstränge rausgestrichen: «Diese 50 oder 100 Sei-

ten machen keinen Sinn.» Manchmal verhandelt man dann: Diese gegen jene Passage. Man lernt aber auch: Das Lektorat hat oft recht.

Haben Sie ein Lieblingsbuch?

Es gibt so viele wahnsinnig gute Bücher. Wenn ich eines nennen muss, dann «Das achte Leben (Für Brilka)» von Nino Haratischwilli.

Die Autorin

Olga Grjasnowa (die Betonung des Familiennamens liegt auf dem «o») wurde 1984 in Baku, die Hauptstadt der damaligen Aserbaidschanischen Sozialistischen Sowjetrepublik, in eine russisch-jüdische Familie geboren. Als sie elf Jahre alt war, flüchtete die Familie nach Deutschland. Grjasnowa studierte zunächst Kunstgeschichte und Slawistik, wechselte dann ans Deutsche Literaturinstitut Leipzig. Ihr 2012 erschienenes Romandebüt «Der Russe ist einer, der Birken liebt» wurde ein Erfolg. Es folgten «Die juristische Unschärfe einer Ehe» (2014) und «Gott ist nicht schüchtern» (2017). Ihr jüngster historischer Roman «Der verlorene Sohn» ist 2020 erschienen. Seit März dieses Jahres ist Grjasnowa Professorin am Institut für Sprachkunst der Universität für angewandte Kunst in Wien. Bald zieht sie mit ihrem Mann und den beiden Kindern von Berlin nach Wien. (ab)